Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Montag den 30. Oktober 1837.

England.

Ernst Maltravers, von E. L. Bulwer. *)

Der Verfasser verwahrt sich in der Vorrede zu diesem neuen Roman ausdrücklich gegen die Vermuthung, als habe er bei der Person des Maltravers sich selbst auch nur entfernter Weise im Sinne gehabt, ja er weist jede Aehnlichkeit mit seinem Helden entschieden von sich. Die Ablehnung darf uns nicht irre machen. Ist es denn etwas so Seltenes, daß ein Autor, ohne es zu wissen und zu wollen, in seinen Roman-Personen sich selbst produzirt? Freilich hat Bulwer mehr als zur Genüge dafür gesorgt, daß Niemand sagen kann, er habe sich im Maltravers geschildert. Er hat in den Charakter, in die Handlungen, in die Lebensgeschichte desselben so viel Excentrisches, Unzusammenhängendes, so viel Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche gelegt, daß dem Leser der Gedanke gar nicht einkommt, hier könne etwas aus dem Leben gegriffen seyn. Hingegen unterliegt es keinem Zweifel, daß Bulwer sich mit allerhand Gedanken und Sentenzen, mit seiner Art und Weise, die socialen Verhältnisse aufzufassen und zu analysiren, in der Person des Romanhelden abspiegelt. Wir wissen seit längst, daß der flüchtig gewebte Romanstoff ihm nur als Vehikel dient, um seine didaktischen Tendenzen und den glänzenden Luxus seines Geistes auszubringen. Ernst Maltravers ist ein junger Mann, den alle Umstände bei dem Antritte seiner Laufbahn begünstigen: er ist von gutem Hause, er besitzt großes Vermögen, er hat Feuer und Genie, er strebt nach dem Edeln; er ist ein beliebter Schriftsteller; er sitzt im Parlament und läßt sich die Vertretung der zurückgesetzten literarischen Interessen angelegen seyn. Ich dächte doch, hier hätten wir Jemand, der dem Verfasser des Pelham ziemlich ähnlich sieht, eine Figur mindestens, durch deren Mund der Autor recht bequem zu uns sprechen kann.

Die Vorzüge und Mängel dieses neuen Romans dürften sich so ziemlich die Waage halten; die letzteren liegen mehr in der Anlage des Ganzen, die ersteren in der Ausführung einzelner Partieen. Vieles ist unwahrscheinlich, gesucht, bei den Haaren herbeigezogen; viele Schilderungen und Situationen enthalten Wahrheit, aber eine peinliche Wahrheit, die mehr verletzt, als erbaut, die einschneidet, aber nicht wohlthut. Die Umgebungen, in welchen sich der Held bewegt, sind mit glücklicher Beobachtung nach dem Leben geschildert; es scheint uns aber doch in dem Blicke, womit Bulwer die Dinge auffaßt, mehr Schärfe als Treue zu liegen. Welchen Zweck er sich mit diesem Buche vorgesetzt habe, ist uns, wir gestehen es, dunkel geblieben; wir wagen nur eine Vermuthung. Er hat vielleicht darthun wollen, wie leicht sich Unreinheit der Gesinnung und Verworfenheit des Thuns mit den glänzendsten Eigenschaften des Geistes, mit der raffinirtesten Bildung, ja mit einem eingebildeten Streben nach der höchsten Vervollkommnung und mit der lautesten Begeisterung für das Gute und Schöne verträgt. Wie vielen Leuten begegnet man, die beides beständig im Munde führen, ohne von dem wahren und heiligen Sinne dieser Worte, von der ewigen Idee des Guten und Schönen nur eine Ahnung zu haben, ohne in ihrem Gemüthe davon berührt zu seyn. Dieser Glaube, der sich so überschwänglich und prahlend verkündet, schützt seine Bekenner vor keinerlei Gebrechlichkeit. Das sehen wir an Ernst Maltravers, einem der Begabtesten dieser Sekte; wir sehen, daß die Anbetung des Ideals in den Handlungen des Helden so gut wie gar keine Früchte trägt und nur dazu gereicht, sein Leben zu verwirren. Er hat entweder die rechte Liebe oder die rechte Kraft nicht: er wird ein Spielwerk äußerer Anregungen, er sündigt, er bleibt weder sich noch Anderen treu. Das sehen wir; aber ob es wirklich Bulwer's Absicht war, uns das zu zeigen? Schlagen wir das Buch auf.

Gleich zu Anfange finden wir den Helden eben auf der Rückreise von Deutschland begriffen, wo er studirt hat. Er verirrt sich, wird in der Wildniß von der Nacht überrascht und findet in einer einsamen ländlichen Wohnung Obdach. Der Herr des Hauses heißt Darvil, ist ein Bösewicht und hat eine schöne, aber gänzlich ohne Erziehung aufgewachsene Tochter Alice. Nun kommt ein Stück Melodram. Darvil will seinen Gast berauben und ermorden; das Mädchen rettet ihn, wird deshalb von ihrem Vater gemißhandelt und entflieht. Der Zufall führt sie in dasselbe Dorf, wo auch Ernst eingekehrt ist; er beweist sich dankbar und nimmt das Mädchen unter seinen Schutz. Sie ist völlig roh und unwissend; sie weiß von dem Daseyn Gottes nicht, sie hat ihn im Hause ihres Vaters nie nennen hören. Unserem empfindsamen überspannten Helden ist das ganz recht: er entwirft für das arme Geschöpf, das doch gewiß nur die einfachsten sinnlichen Eindrücke aufnehmen kann, einen glänzenden poesiereichen Erziehungsplan. Er miethet ein Landhaus, wo er mehrere Monate unter falschem Namen mit ihr zusammenlebt. Nun bekommen wir zu hören, wie erstaunlich rasche Fortschritte sie in ihrer Ausbildung macht. Die Uebertreibung und Unnatur geht hierbei wirklich bis ins Lächerliche, so daß wir auf den Gedanken kamen, es stecke ein Schalk dahinter und der Autor wolle eine gewisse Schule von Reformatoren der Pädagogik persifliren. Das ganze Vorhaben des jungen Gelehrten mit dem jungen Mädchen ist so abgeschmackt phantastisch, so thöricht und hirnverrückt, daß man gar nicht dazu kommt, an seiner unzweifelhaften Immoralität Anstoß zu nehmen. Es versteht sich von selbst, daß bei dem Experimente nichts Gutes herauskommt: zwei junge Leute können so nicht zusammenleben, — er vornehm gebildet, leidenschaftlich und ein Philosoph obendrein, sie in kindlicher Unwissenheit, voll hingebenden Vertrauens und fröhlicher Hoffnung, — sie müssen an einander unglücklich werden. Aber der Verfasser weiß sich herauszuhelfen. Ernst bekommt Nachricht, daß sein Vater gefährlich krank liegt; er verreist, Alice bleibt allein und geräth in die Gewalt ihres Vaters, der ihren Aufenthalt ausgespürt hat, zur Nachtzeit mit Gewalt in das Häuschen eindringt und die Tochter davon führt. Wir verlieren sie nun aus den Augen und folgen dem Helden auf mancherlei anderen Fahrten. Er geht auf Reisen und verliebt sich unterweges in eine verheirathete Frau, eine Französin. Die Leidenschaft läßt sich tragisch an, aber zum Glück hat die Dame mehr echte Zärtlichkeit, als der Liebhaber; sie bekennt ihm ihre Neigung und nimmt in demselben Augenblick für immer Abschied; sie will ihn nicht wiedersehen. Von der Trennung erschüttert, reist Maltravers zu seiner Zerstreuung nach der Schweiz. Hier lernt er eine andere Familie kennen, die ihm große Zuneigung einflößt, und wir sehen ihn eine Zeit lang in diesem freundschaftlichen Verhältnisse sich bewegen. Auf einmal kehrt er wieder nach England zurück; er geht nach London, er macht Aufsehen, er kommt in die Mode; er wird, was man in der Sprache der Fashionabeln und Exklusiven einen „Löwen" nennt. Dazu hilft ihm theils sein großes Vermögen, theils sein ausgezeichnetes Talent. Er traut sich geistige Kraft und Fähigkeit genug zu, auch als Schriftsteller aufzutreten, und siehe da, es glückt; er sendet mehrere Bücher rasch hinter einander in die Welt, und sie werden mit steigendem Beifalle aufgenommen. Die nächst folgenden Kapitel schildern nun mit vieler Wahrheit und treffendem Witz das Leben und den Standpunkt eines Mode-Schriftstellers in der großen Welt: den launenhaften Ehrgeiz, der sich bald das Publikum zu verachten, bald ihm zu schmeicheln getrieben fühlt; die Eitelkeit, welche thut, als ob sie auf Lob und Bewunderung stolz verzichte, und doch beides nicht missen, ohne beides nicht leben kann. Nur befaßt sich Maltravers zu sehr mit spitzfindig abstrakten Speculationen und philosophischen Grübeleien, die sich eigentlich mit dem Leben, das er in allerhand fashionabeln Gesellschaften und literarischen Koterieen führt, mit der beständigen Zerstreuung und müßigen Geschäftigkeit eines Schöngeistes von Profession nicht vertragen. Nichtsdestoweniger empfehlen wir diese Schilderung dem Leser: sie ist ernst gemeint, nicht ohne Nachdruck und Wirkung und wohl zu beherzigen. Nebenbei versteht es sich von selbst, daß ein Mann wie Maltravers nicht leben kann, ohne verliebt zu seyn: er braucht das so nöthig, wie die Luft zum Athmen. Wir sehen ihn einer geistreichen Schönheit nach der anderen zu Füßen liegen, während die unglückliche Alice Mutter geworden ist und in Gottes weiter Welt verlassen umherirrt. Der Autor nimmt sich ihrer an, eine freundliche Lady und ein überaus freundlicher Gentleman, — Letzterer eine etwas verdächtige Person, über welche man im ganzen Buche nicht ins Reine kommt, — interessiren sich für das Mädchen. Sie ist nun wohl aufgehoben und verschwindet ganz und gar von der Scene. Der Verfasser scheint auch gar nicht mehr an sie zu denken. Etliche Dutzend Kapitel später begegnet uns eine Lady, die Gemahlin eines vornehmen und angesehenen Mannes, welche Witwe und zuletzt gar Gräfin wird, indem sie einen Pair des Königreiches heirathet. Ueber der Herkunft und den früheren Schicksalen dieser Dame liegt ein geheimnißvolles Dunkel: es wird nicht gesagt, aber es scheint, wir sollen aus mehreren Andeutungen errathen, daß sie Niemand anders ist, als die von Ernst längst vergessene Alice. Hätten wir dem Autor etwas vorzuschreiben, wir würden uns diese willkürliche und gar zu bequeme Manier, die Leute glücklich zu machen, durchaus verbitten. Daß uns zugemuthet wird, uns den Inhalt der früheren Kapitel gewissermaßen ganz aus dem Sinne zu schlagen, uns über die größten Unwahrscheinlichkeiten hinwegzusetzen, einen so auffallenden Schicksalswechsel im Leben einer Hauptperson gelten zu lassen, ohne

*) Vgl. Nr. 121 des Magazins, wo wir bereits unter „Mannigfaltiges" eine kurze Notiz über diesen den Deutschen gewidmeten Roman gegeben haben.

nach dem Wie und Warum zu fragen, und uns so ohne Weiteres in die erneuerte Bekanntschaft und Situation zu finden, welche herbeizuführen dem Autor beliebt, — das Alles möchte noch hingehen. Aber wir dürfen nicht ohne strenge Rüge lassen, daß der Verfasser sich auf solche Weise, durch ein wahres Taschenspieler-Kunststück, den ernsteren und höheren Anforderungen entzieht, die wir an ihn richten dürfen; daß er ein Verhältniß einleitet, einen Knoten schürzt und dann zur Lösung der moralischen Verwickelungen nicht an sittliche Ideen und Kräfte, sondern an Glücksfälle appellirt. Besteht die poetische Gerechtigkeit in solchen ganz äußerlichen Behelfen? — Indeß, wozu ereifern wir uns? Revenons à nos moutons. Ernst Maltravers liebt die Lady Florence Lascelles, er wird mit aller Gluth und Innigkeit wiedergeliebt; Alles läßt sich aufs schönste zum fröhlichen Ende an, — denn Alice, die unterdeß unter die gräßliche Haube gebracht ist, wird ja wohl gegen das Glück des vielgeprüften Helden keinen Einspruch thun. Aber Ernst hat einen Nebenbuhler, und Lady Florence hat einen bösen Vetter; die Beiden spinnen eine Intrigue an und säen Eifersucht und Verdacht zwischen dem Liebespaare. Es kommt so weit, daß die Lady einen Zweifel an der Redlichkeit und Treue ihres Verehrers ausdrückt; sein Stolz empört sich; sie brechen mit einander. Zu spät bereut sie ihr Unrecht, wird krank und stirbt, aber nicht ohne vorhergegangene Aussöhnung mit dem Geliebten, der die Verleumder entlarvt und sich glänzend gerechtfertigt hat. Und damit ist die Geschichte aus. In einer kurzen Nachschrift macht Herr Bulwer uns Hoffnung, daß wir die Fortsetzung in einer künftigen Geschichte zu lesen bekommen.

(Schluß folgt.)

Hirta, die Jäger-Insel.

(Schluß.)

Wir konnten den Jägern nicht ohne staunende Bewunderung zusehen, so kühn, rasch und behend waren alle ihre Bewegungen, so blitzschnell folgten sie auf einander. Strecken von mehreren hundert Fuß wanden sie sich an der Klippe herunter und wieder herauf in Zeit von wenigen Minuten. Ich sah sie, in der Schlinge hängend, sich recht eigentlich von der Höhe des Felsenrandes herunterstürzen, während nur die Hand und der Leib ihres Kameraden das andere Ende des Seils festhielt, so wohlgemuth, mit solcher Zuversicht, als wüßten sie sich an eiserne Säulen und Haken gekettet. Diese Jagd ist gewiß die halsbrechendste in der ganzen Welt, und doch ist es fast beispiellos, daß sich ein Unfall dabei ereignet, so groß ist ihre Gewandtheit und Geistesgegenwart, so stark und nervig ihre Arme, und hauptsächlich so unverwüstlich und dauerhaft ihre Stricke. Diese Jagdseile, mit äußerster Sorgfalt bereitet, gehen von Generation zu Generation als das theuerste Erbstück der Familie. Sie sind das wichtigste, unentbehrlichste Geräth und zugleich ein Gegenstand des Luxus bei diesen Insulanern; sie wetteifern, wer das längste, das schönste, das festeste habe. In dem Testamente eines Vaters ist das Seil immer das Hauptvermächtniß, wovon der allererste Artikel handelt. Um eine Tochter, die das Jagdseil der Familie erbt, reißen sich die jungen Bursche. Das mit Salz abgegerbte Leder widersteht der Zeit und Fäulniß; nur die lederne Scheide reibt sich an den Felsen ab und wird dünn. Alsdann wird sie sorgfältig ausgebessert oder durch eine neue ersetzt; das innere aus Riemen geflochtene Seil liegt daher beständig geschützt und wird so gut wie gar nicht angegriffen. So lange die Insel steht, ist noch kein solcher Strick bei der Jagd gerissen. Nur bei stürmischem Wetter ist wirkliche Gefahr vorhanden, besonders wenn der Nordwest-Sturm mit Wuth gegen die hohe Mauer des Conachan anprallt; doch lassen sich die verwegenen, abgehärteten Jäger oft auch durch drohende Wetter-Anzeichen nicht abhalten, ihrem gewohnten Geschäfte nachzugehen. Dann wird auf dem Gipfel des Berges der Donner der Brandung von unten wohl hörbar; dann fegt die Windsbraut heulend über die Felswand, bald auf-, bald abwärts; sie packt die Vögel, die an dem Felsen Schutz suchen, und reißt sie wirbelnd, kreischend mit fort; sie schleudert den Jäger, der sich ihr an dem schwanken Stricke aussetzt, in weiten Kreisen durch die Luft und wirft ihn gegen das Gestein, daß die Eier, die er im Busen gesammelt hat, zerschellen und seinen Knochen Zermalmung droht. — Sonst aber, wenn ein Unglück geschähe, könnte nur die eigene Ungeschicklichkeit des Vogelfängers oder die Tücke des Kameraden Schuld seyn, welcher das Seil hält, woran der Andere sich herabläßt. „Nur einmal", versicherte der Prediger — wir waren nämlich, nachdem wir unsere Lust am Schießen gebüßt, auf die Terrasse des Gipfels zurückgekehrt und lagen im Gespräch auf dem Rasen hingestreckt, die Jäger, das Gestade und das weite Meer vor Augen — „nur ein einziges Mal hat sich ein Fall der letzten Art zugetragen, und der Bösewicht war kein Sankt-Kildaer, sondern ein Irländer. Er nannte sich Power. Ein Jahr vor meiner Ankunft, im Sommer 1821, hatten ihn Amerikanische Korsaren, mit denen er sich überworfen haben mochte, an der Insel ausgesetzt. Er blieb bei den Einwohnern zu Gaste, wußte die Zuneigung der treuherzigen Leute zu gewinnen, wurde einer der gewandtesten und verwegensten Kumpane bei der Vogeljagd, war unerschöpflich an Liedern und Geschichten, womit er den jungen Leuten die Zeit kürzte, und lebte unter ihnen wie ein Kamerad und einer ihres Gleichen. Nach seiner Heimath zurückzukehren, zeigte er kein Verlangen und ließ mehrmals, als Europäische Schiffe an der Insel landeten, die Gelegenheit unbenutzt. Auch merkte man, daß er sein Auge auf eines der schönsten Mädchen von St. Kilda warf, die aber bereits mit einem jungen Burschen Namens Harris, Power's vertrautestem Freunde, verlobt war. An einem stürmischen Morgen wußte Power den arglosen tollkühnen Jüngling zur Jagd hier hinauf zu locken. Was oben zwischen ihnen vorgegangen seyn mag, können wir nur nach den Aussagen zweier Anderen, die in einiger Entfernung gleichfalls die Jagd versuchten, vermuthen. Diese versicherten, es habe sich zwischen dem oben stehenden Power und dem am Seile zwischen Himmel und Erde schwebenden Harris ein lauter und heftiger Wortwechsel entsponnen; darauf wurden sie im Herzueilen gewahr, wie Power ein Messer zog, das Seil durchzuschneiden; Harris aber, als er die tückische Absicht erkannte und sein Leben wehrlos in den Händen des Bösewichts sah, schleuderte mit unbändiger Kraft, deren seine Wuth und Verzweiflung ihn fähig machte, ein scharfes losgerissenes Felsenstück gegen seinen Feind in die Höhe; Power stürzte, an der Stirn blutend, und mit einem gewaltigen Schwung des Seiles zog Harris ihn sich nach. Man fand Beide zerschmettert auf den Felsenzacken liegen, die das Meer zur Zeit der Ebbe am Fuße des Conachan bloß läßt; das Seil hielt sie noch im Tode zusammen."

Die Erzählung würde peinliche Nachgedanken in uns erweckt haben; allein Sir Thomas war nicht der Mann, solche bei sich und bei Anderen aufkommen zu lassen. Indem er zu seiner Linken seewärts blickte, sah er „Kitty" in der Bai liegen und den Schornstein auf dem Hinterdeck gar einladend dampfen. Der Duft der Küche schien bis hier herauf in seine Nase zu dringen. „Nimmt denn die Jagd kein Ende? 's ist hohe Essenszeit; heda, einen Klepper, Ihr guten Leute, einen Klepper, ganz St. Kilda um einen Klepper!" So rief er mit aller Macht seiner Lungen. Man brachte das Thier, Sir Thomas lud sich ihm auf den Rücken, und rasch bergab ging die Prozession. Wir ließen unsere Pferdchen den Weg suchen, die Insulaner nahmen den übrigen geradeaus, über Stock und Stein, und unter der Last von Vögeln und Eiern, womit sie bedeckt und behangen waren, sahen sie gar nicht menschlichen Gestalten ähnlich. „Das wird einen guten Schmaus heute Abend im Dorfe geben", bemerkte Sir Thomas und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, denn der unbequeme Ritt auf dem Kildaer Gaul strengte den korpulenten Herrn etwas an. „Nicht besser noch schlechter als alle Tage", versetzte der Prediger: „das Vogelwildpret ist im Sommer die tägliche Kost, die niemals ausgeht, und im Winter, wenn die Vögel wegziehen, kommen die Fische: dafür hat der liebe Herrgott gesorgt." — „Nun hatte ich Recht zu sagen", wendete sich Sir Thomas zu mir, „daß Hirta ein gelobtes Land, ein Paradies im Atlantischen Ocean ist? Wo ist noch ein Land in der Welt, wo der Acker Getraide vollauf giebt, und der Berg Wildpret vollauf, die Heerden Fleisch und Milch, und das Wasser Fische vollauf? vollauf, sag' ich, das heißt so, daß Alle davon Nahrung haben in Ueberfluß, — ein Land, wo man nichts zu kaufen und zu bezahlen braucht, wo der Boden und seine Frucht Allen gemeinschaftlich gehört? Wenn hier das Utopien der Philosophen und Dichter nicht verwirklicht ist, wo denn?" — „Gewiß", nahm ich das Wort, „es ist ein glückliches Eiland. Mag der Krieg auf beiden Hemisphären der Welt wüthen, ihre Ruhe stört kein Kanonendonner. Mögen sie anderwärts Millionen Leichen auf den Feldern des Ruhmes einscharren, auf St. Kilda wird nur der Natur ihr letzter friedlicher Zoll entrichtet. Dafür wissen sie freilich nicht, was Rang und Stand, was Kreuze und Ordensbänder sind, was Lordschaft und Excellenz, was Times, Courier und Sun, was O'Connell und was ein Pair von England. Sie liegen gar nicht weit von Irland, und der große Agitator sieht sie nichts an; noch näher an Schottland, und haben mit Schottischen Steuereinnehmern nichts zu theilen; was sie jährlich dem Laird drüben schicken, ist mehr ein freundliches Geschenk, als ein Tribut. Regierung und Gesetz, sie bedürfen beider nicht; sie haben ja auch keinen Arzt, und es schadet ihnen nicht an Gesundheit und langem Leben. Ihre einzige Arbeit ist die Jagd, das Vergnügen unserer großen Herren, und die verschafft ihnen reichlichen Unterhalt, warme Kleidung und ein Bett von weichstem Flaum für die Nacht. Ihre Wünsche und Bedürfnisse sind in einen mäßigen leicht auszufüllenden Kreis gebannt: hier muß das Glück wohnen, oder wo sonst?" — „Wo sonst?" rief Sir Thomas mit Nachdruck: „an einer wohlbesetzten Tafel, sollt' ich meinen; und darauf sollen Sie mir heute noch Antwort sagen, hochwürdiger Herr! Sie haben doch Ihre Zusage von gestern nicht vergessen. Dort auf der „Kitty" ist angerichtet, doppelt, aus Ihrer St. Kildaer und meiner Englischen Küche. Nehmen Sie's nur nicht übel, daß ich von den guten Leuten aus diesem Eden keinen mit einlade. Ich will ihr Glück und ihre Zufriedenheit nicht zu Grunde richten: ich will sie nicht Genüsse kennen lehren, wovon sie jetzt nicht träumen; ich will keine ewig unerfüllbaren Wünsche in ihnen rege machen." — So sprach der alte Herr, halb patbetisch, halb mit Lachen, als wir schon am steinigten Gestade der Bai abgestiegen waren. Der Herr Prediger ließ sich gar nicht nöthigen, uns zu begleiten, und sprach bei Tafel den Gerichten wacker zu. Er fand unsere Braten, Frikassees und Pasteten von Reh, Birkhühnern und Fasanen vortrefflich, aber auch wir mußten seinem auf St. Kildaer Manier im Ofen gebackenen Gänsebraten gleiche Ehre widerfahren lassen; er mundete in der That ausgezeichnet. Was den Portwein und Champagner betraf, so erklärte der Mann Gottes unumwunden und bewies es reichlich durch die That, daß sie ihm viel vorzüglicher schienen, als das Wasser des Tober-nam-Bay. Sir Thomas nahm diese Freimüthigkeit ungemein hoch auf, und bei einem ausgebrachten Toast auf das Wohl der Einwohner von Hirta und ihres hochwürdigen Predigers erklärte er dem Letzteren mit einem kordialen Händedruck: „Herr, Sie gefallen mir!" Mit diesem Kompliment war Sir Thomas eben nicht freigebig, und es lag darin immer die Anerkennung, daß der so Belobte wie ein Bürstenbinder gegessen und wie ein durstiger Schwamm getrunken hatte. Der Geistliche blieb die Nacht über an Bord und nahm erst früh am Morgen in dem Augenblicke Abschied, da der Engineer der „Kitty" sich anschickte, ihre Räderflossen in Bewegung zu setzen. Aber, heu quantum mutatus ab illo! Am Abend zuvor, ehe er im Winkel der Kajüte einnickte, war er munteren und freudigen Herzens gewesen, wie König David, als er vor der Arche tanzte; jetzt sah er gar trüb und übernächtig aus, der arme Mann mit langem, eingefallenem, verduztem Gesicht. „Hahnemann der Homöopath hat Recht", bemerkte Sir Thomas lachend, „jede Arzenei hat eine

primitive und eine sekundäre Wirkung. Der fromme Herr spürt jetzt die sekundäre an sich; er laborirt an der melancholischen Reaction gegen eine zu reichliche Mahlzeit." — „Und die Reaction scheint allerdings im geraden Verhältniß zur Action zu stehen." — „Desto besser; nun wird er erst recht beredt seyn, wenn er seinen Kirchengängern Mäßigkeit und Nüchternheit predigt; er wird aus Gottes Wort, aus der Vernunft und aus der Erfahrung sprechen." — „Das braucht er den Leuten auf St. Kilda nicht erst zu predigen, wo sich die Nüchternheit schon von selbst macht." — „Auch wahr; ich rede immer, als wären wir noch oder schon wieder in Glasgow. Uebrigens in siebenzig Stunden sind wir dort, wenn der Wind nicht konträr geht. Holla, — rief er dem Engineer zu, — laßt „Kitty'n" immer ein Bischen die Zügel schießen, wenn's seyn kann." — Das Quadrigium setzte sich in Gallopp nach dem Eingange der Bai zu. „Hurrah!" grüßte Sir Thomas und schwenkte den Hut zum Lebewohl gegen das Ufer hinüber, wo der Geistliche unter einem halben Dutzend seiner Pfarrkinder stand, welche die Neugier so früh heruntergetrieben hatte, und uns träumend und wehmüthig nachsah, als wäre er gern mit von dannen gefahren. „Hurrah!" rief er zurück und suchte durch starkes Hut- und Tuchschwenken seine Melancholie abzuschütteln; „Hurrah!" schrieen die Insulaner im Chor. So nahmen wir von St. Kilda Abschied. — Gegen Abend des dritten Tages zogen wir über Trongate in Glasgow ein, wurden von tausend Arbeitsleuten und Matrosen in die Rippen gestoßen, vom Klappern der Maschinen betäubt, vom Gaslicht geblendet, von Steinkohlendampf eingeräuchert. Wir merkten wohl, wir befanden uns nun wieder im klassischen Lande, wo Industrie und Wohlstand zu Hause ist, im Lande der Dampfschiffe, der Eisenbahnen, der Porter- und Ale-Krüge, des Riesen-Zeitungs-Formats; mit einem Wort, wir waren auf Britischem Boden.

Fr. Mercey.

Bibliographie.

Universal history, on the basis of geography. — 2 Bde. 12 Sh.

The protestant missions vindicated. — Von J. Hough. 4 Sh.

The life of Sir Edward Coke; with memoirs of his contemporaries. — Von E. W. Johnson. 2 Bde.

Wanderings and excursions in South-Wales. — Von Thomas Roscoe.

Bibliotheca scholastica; or a scholastic dictionary, describing the manners, customs, institutions etc. of the ancient Egyptians, Assyrians, Greeks, Romans, Normans etc. — Von P. U. Ruthall.

Ostindien.

Die Dayakdal's auf der Insel Borneo.

(Aus der Holländischen Militair-Zeitung.)

Zu Anfang des Jahres 1836 schickte die Holländische Behörde aus Banjermassing, dem Hauptorte der östlichen und südlichen Küste von Borneo, einige Abgeordnete an den Groß-Dayak, um die gewöhnliche Schatzung bei ihm zu erheben. Diese Personen wurden von der Bevölkerung der Kampong's (Dörfer) im Gebiete dieses Fürsten angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr mit ihrem Gefolge niedergemetzelt. In Folge dieses Ereignisses beschloß Herr Goldman, der Holländische Resident auf Borneo, von einer kleinen Truppen-Abtheilung begleitet, nach dem Gebiete des Groß-Dayak aufzubrechen und, nach geschehener Untersuchung des Vorgefallenen, auf die Auslieferung der Schuldigen zu dringen.

Ober-Befehlshaber der Truppen an der Süd- und Ost-Küste von Borneo war Capitain Albert Hendriks, ein Offizier, der sich von 1831 bis 1833 in dem Kriege an Sumatra's Westküste sowohl durch seine militairischen Eigenschaften, als durch die Gabe, das Zutrauen der Eingebornen in hohem Grade zu gewinnen, vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Mit Wunden bedeckt, hatte dieser tapfere Offizier den Kriegs-Schauplatz in Sumatra verlassen; er befand sich damals in einem Zustande, der keinen aktiven Dienst von seiner Seite mehr hoffen ließ; aber der Aufenthalt an der Küste von Borneo war seiner Gesundheit so förderlich, daß er um die Zeit, als Herr Goldman in das Gebiet des Groß-Dayak sich begab, an die Spitze der Eskorte treten konnte.

Am 42sten Tage nach ihrem Aufbruch von Banjermassing kehrte die Expedition zurück. Der Resident hatte seinen Zweck vollkommen erreicht, obschon es nicht eben zu bedeutenden kriegerischen Operationen gekommen war. Im August 1836 schrieb Capitain Hendriks an einen seiner ehemaligen Chefs einen Brief, in welchem er die Sitten und Gebräuche der Eingebornen schildert, die er auf seinem Zuge kennen gelernt hatte. Nachstehendes sind einige Auszüge aus diesem Schreiben:

„Nach sechzehntägigem Marsche kamen wir in das Gebiet der Dayakdal's, die bei unserer Annäherung in ihre Wälder flohen. Die Bevölkerung von achtzehn Kampong's hatte an der Niedermetzelung unserer Abgeordneten Theil genommen. In der Nähe des ersten Kotta (eines Bezirks von drei Kampong's) begab ich mich, von einer Abtheilung Infanterie gedeckt, mit einem Cochornschen Mörser nach dem Walde und ließ einige Granaten in die Dickichte werfen. Bald flammte an verschiedenen Stellen Feuer auf, besonders da, wo der Boden mit Allang-Allang (einer sehr trockenen Binse, die 4 bis 5 Fuß Höhe erreicht) bewachsen war. In ihrer Noth schickten uns die Flüchtlinge zwei Stammes-Oberhäupter; diese flehten um Schonung und versprachen zugleich, daß sie und ihre Untergebenen jeder Strafe, die wir ihnen aufzulegen für gut fänden, sich unterwerfen würden. — Die Dayakdal's kehrten nun in ihre Kampong's zurück, und wir setzten unseren Marsch fort. Bei jedem Kampong wurden uns die vornehmsten Schuldigen, die Waffen unserer Abgeordneten und überhaupt das Kriegsgeräth des ganzen Dorfes ausgeliefert. Außerdem erhielten wir, dem Adat oder Herkommen*) gemäß, eine Entschädigung von 300 Gulden für jeden Erschlagenen, und forthin war von diesem Handel nicht mehr die Rede."

„Die Dayakdal's sind Leute von hohem Wuchs und starkem Körperbau. Sie haben ein vortreffliches Gedächtniß und sind beredsam wie die Advokaten, obschon sie weder lesen noch schreiben können. Die Männer sind vom Kopfe bis zu den Füßen tätowirt; aus der Ferne gesehen, nehmen sie sich fast wie Ungarische Husaren aus: sie tragen ein Stück Leinewand von etwa sechs Zoll Breite, in Form eines Ueberschlags (rabat), das vermittelst eines Degengehenks am Körper befestigt ist; dieser Ueberschlag hängt über die Kniee herab, das Degengehenk aber ist mit dem Haupthaar erlegter Feinde und mit Zähnen von Tigern und Kaimanen geschmückt. Die Häuptlinge winden sich ein Tuch in Form eines Turbans um den Kopf. Männer und Frauen tragen große Ringe aus Horn in den Ohren, die mit Flittergold überzogen sind. Den Frauen liegen ihre Röcke so knapp an, daß es ihnen Mühe kostet, einen Fuß vor den anderen zu setzen; ihr Gang ist ein wahres Trippeln und Hüpfen. An der inneren Seite des Weiberrockes (Kain) sind drei bis sechs Reifen aus Binsen befestigt, und zwar so, daß der Kain um die Hüften weit, unterhalb der Kniee aber beinahe geschlossen ist. Dazu kommt noch eine Art Schnürleib, Slindang genannt. Einen wesentlichen Theil ihres Schmuckes bilden viele kupferne Arm-Ringe, von der Handwurzel bis zum Ellbogen, die, wenn sie blank geputzt sind, recht hübsch aussehen."

„Wenn die Dayakdal's etwas Wichtiges vorhaben, so beobachten sie den Flug der Vögel. Sie gewöhnen selbst wilde Vögel daran, auf ihren Ruf zu kommen und Futter zu holen. Fliegt nun der Vogel, wenn er gefressen hat, der Gegend zu, wohin der Dayakdal zur Ausführung seines Vorhabens sich wenden will, so bedeutet dies einen guten Erfolg; im entgegengesetzten Falle aber wird das Projekt aufgegeben, oder man sucht sein Ziel auf Umwegen zu erreichen. Die Dayakdal's glauben an Seelenwanderung; sie bilden sich ein, daß der Tugendhafte in einem künftigen Leben ein Vogel seyn werde."

„Die Waffen des Dayakdal's sind: ein Klewang, eine ausgehöhlte Lanze, genannt Soempiet-an, deren er sich auch als Blaserohr bedient, um vergiftete Pfeile gegen den Feind zu blasen, ein Köcher und ein hölzerner Schild. Wenn er zum Kampfe auszieht, schirmt ihn außerdem eine Art Waffenrock, der mit Watte gefüttert und mit Bändern und Muscheln besetzt ist. Dieses eigenthümliche Kleidungsstück hat oben eine Oeffnung, um den Kopf hindurch zu lassen; es reicht vorn bisan die Schenkel und hinten bis an das Kreuz; der schärfste Pfeil kann nicht hindurchdringen. Die Pfeile, welche der Dayakdal mit seiner mächtigen Lunge durch das Soempiet-an bläst, sind tödlich, wenn der Verwundete nicht auf der Stelle ein Gegengift anwendet. Es entsteht eine bedeutende Geschwulst, und das Gift verbreitet sich schnell im Blute. Einreibungen mit einer salzigen Substanz werden als das wirksamste Gegenmittel empfohlen. Der Klewang ist diejenige Waffe, mit welcher man Köpfe abhaut. Ein geübter Kämpfer trennt den Kopf seines Feindes auf Einen Hieb, der gewöhnlich die Mitte des Nackens trifft, von dem Rumpfe."

„Wo drei kleine Dörfer oder Kampong's beisammen stehen, befindet sich alle Mal ein Fort (Kotta oder Benting genannt), mit einer Art von großer Kaserne, die Jedermann bei dringender Gefahr als Zuflucht dient. Eine Verpfählung aus Pallisaden von Eichenholz, die 16 bis 20 Fuß hoch sind, umschließt eine kreisförmige Gallerie oder eine zweite Reihe Pallisaden, die man in der Quere an die äußere Reihe befestigt. Auf der Gallerie ruht ein Boden in Form einer Brustwehr, den das äußere Pfahlwerk nur um vier Fuß überragt. Hier schaaren sich die Belagerten, mit ihren Blaseröhren in der Faust, und begrüßen die Stürmenden mit einem Hagel vergifteter Pfeile, die nur selten ihr Ziel verfehlen. In einer Entfernung von 50 bis 60 Schritt bringen diese Pfeile noch gefährliche Wunden bei. Ein Benting ist unbezwinglich, wenn es eine wachsame und tapfere Besatzung hat, und wenn die Angreifer nur der gewöhnlichen Waffen des Landes sich bedienen. Auch versuchen die Dayakdal's öfter Ausfälle und Ueberfälle, um dadurch endlose Belagerungen abzukürzen; sie trachten, ihre Feinde zu umgehen, fallen dann mit dem Klewang über sie her und schlagen ihnen die Köpfe herunter. Die abgehauenen Köpfe werden als Trophäen vom Schlachtfelde heimgebracht. Dann beeilen sich die Frauen, diese Köpfe symmetrisch aufzustellen; der mit Ruhm bedeckte Kämpfer erhält einen Typiau (Hut), mit Pfauen-Federn geschmückt, und ein Feierkleid; so aufgeputzt, macht er wahre Bock-sprünge um das gräßliche Schaugerüste, während ein weiblicher Chor unter Begleitung des furchtbar dröhnenden Gong Schlacht-Lieder singt. Hat die rasende Lustigkeit, der man sich wohl 24 Stunden lang überläßt, endlich ausgetobt, so werden die Köpfe von der Bühne genommen und wandern in das Schädel-Magazin ihres Eigenthümers. Wer die meisten abgehauenen Köpfe besitzt, der ist König; oft findet man in einem einzigen Hause 100 bis 150 dieser furchtbaren Trophäen. Auch stellen die Dayakdal's diese Todtenköpfe auf Balken von 30 bis 40 Fuß Höhe, als eine Ehrenwache ihrer Idole. Die letzteren schnitzen sie mit dem Messer; es sind ziemlich regelmäßige Figuren von Menschen, Tigern, Katzen u. s. w. So lange ein Dayakdal keinen Feindeskopf vom Rumpfe getrennt hat, schätzt man ihn sehr gering, das weibliche Geschlecht will gar nichts von ihm wissen."

„Die Dayakdal's lieben das Schweinefleisch über die Maßen. Die Schweine bewohnen das Erdgeschoß der Häuser und die Menschen den oberen Stock. Wenn ein Schwein geschlachtet werden soll, so bindet man es an einen langen Strick und tödtet es unter lautem Gesang

---

*) Adat ('adet) gehört zu der nicht unbeträchtlichen Zahl Arabischer Wörter, welche durch den Völkerverkehr, namentlich durch merkantilische und zum Theil auch durch religiöse Beziehungen in den Malayischen Sprachen Eingang gefunden. Seine Wurzel ist 'awd, wiederkehren, im Hebräischen 'od, wieder, noch, und 'eda, Gewohnheit. A. d. U.

mit Lanzenstößen. Es ist abscheulich anzusehen, mit welcher Gier Männer, Frauen und Kinder über das frisch geschlachtete Rüsselvieh herfallen und mit dem aufgefangenen Blute sich die Gesichter färben. Sie stecken sogar ihre Hände in die Wunden des Schweines und langen das geronnene Blut hervor, welches ebenfalls zu dieser ekelhaften Toilette dient."

„Wenn ein Dayakdal stirbt, so verbrennt man seinen Körper. Diese Verbrennung soll den Hingeschiedenen gegen die Strapazen abhärten, die er auf seiner Wanderung durch Wälder, Wüsten und das glühende Thal Gehenna zu bestehen hat. War der Verstorbene ein reicher Mann und Besitzer von Sklaven, so fragt man die Letzteren, ob sie ihrem Herrn ins Jenseits folgen wollen, um seinen seligen Geist zu bedienen. Ist ihnen das genehm, so tödtet man sie unter großem Gepränge mit Lanzenstichen und verbrennt ihre Körper. Ein Sklave, der auf diese Ehre Verzicht leistet, wird mit Verachtung behandelt und an den Meistbietenden verkauft."

„In jedem Kampong unterhält man einen Trupp Choristinnen oder weibliche Barden, die zu Kranken und Verwundeten, aber auch zu Einem, der über Projekten brütet, gerufen werden. Diese Bachantinnen erhitzen mit ihrem wilden Gesang, dem sie durch Begleitung seltsam dröhnender Instrumente einen wahrhaft dämonischen Charakter geben, die ohnehin sehr erregbare Phantasie ihrer Zuhörer."

„Als wir den feindlichen Kampong's gegenüber waren, zeigten sich die uns befreundeten Häuptlinge mit Einem Male kleinmüthig und unentschlossen. Der Resident, welcher diese veränderte Stimmung bemerkte, ordnete sogleich ein Fest an: er traktirte unsere Bundesgenossen mit Schweinefleisch und Arak und ließ ihnen, als der Abend herbeikam, durch 25 Sängerinnen einen Ohrenschmaus geben. Diesen Letzteren wurde brav zugeredet, daß sie ihr ganzes Talent aufbieten möchten, um den ausglimmenden Muth der Häuptlinge wieder anzufachen, und sie brüllten — nicht vergebens, wie sie denn auch nicht umsonst gebrüllt hatten. Am nächsten Morgen war Alles gerüstet; doch wollten die Häuptlinge, bevor sie uns zu den Verstecken der flüchtigen Dayakdal's geleiteten, noch einen prophetischen Vogel fliegen sehen. Einer unter ihnen ging, mit Futterkörnern in der Hand, etwas abseits und schrie und lockte wohl eine Stunde lang, indem er von Zeit zu Zeit einiges Futter an den Boden streute. Endlich hielt er mit schon heiserer Stimme eine wahre Harangue an den unsichtbaren Vogel: „Ich bin", sprach er, „Dein alter Sklave Rateen Anam; beschäme mich doch nicht vor dem Residenten, dem Commandeur, den Prinzen des Königlichen Hauses, den Häuptlingen Mankoe, Boemie u. s. w." Da erschien plötzlich der heißersehnte Prophet, flog ein paar Augenblicke über unseren Köpfen im Kreise herum, verunreinigte Einen von uns und schlug dann, vermuthlich aus Schrecken vor dem Anblick aller dieser fremden Gesichter, eine entgegengesetzte Richtung ein. Das war für unsere Alliirten ein Donnerschlag; Tjelaka! (böses Omen) schrie Alles wie aus Einem Munde, und Hoffnungslosigkeit war auf jedem Gesichte zu lesen. In diesem kritischen Moment ließ Herr Goldmann den Auguren zu sich kommen, drückte ihm etwas Geld in die Hand und schärfte ihm ein, den Uebrigen zu sagen, der Flug dieses Vogels sey kein sicheres Wahrzeichen eines schlimmen Erfolgs gewesen, indem er (der Vogel) zu wiederholten Malen die günstige Richtung habe einschlagen wollen. Diese List gelang; denn hier wie anderwärts ist ein goldener oder silberner Beweisgrund der unwiderstehlichste."

„Die Ableistung eines Eides ist bei den Dayakdal's immer etwas sehr Feierliches. Ein Greis zählt dem Eidesleistenden die Verbindlichkeiten her, die er übernimmt, und macht ihm eine furchtbare Schilderung von den Strafen des Meineids. Während diese Formel gesprochen wird, verbrennt man Räucherwerk und übergiebt dann dem Schwörenden einen in der Mitte bezeichneten Stock; hierauf muß er sich seiner ganzen Länge nach auf einen Baumstamm legen und, ohne den Kopf zu erheben, den Stock mit seinem Klewang in der Mitte entzwei hauen. Gelingt ihm dieses Kunststück, so glaubt man seinem Schwure unbedingt. Wenn ein sehr zweifelhafter Rechtsfall obwaltet, so läßt man die Parteien in Gegenwart der Schiedsmänner in einem Flusse untertauchen. Wer es am längsten unter dem Wasser aushält, der hat den Prozeß gewonnen."

Mannigfaltiges.

— Deutsche Philosophie in Frankreich. Der Baron Barchou von Penhoen, der früher schon einige philosophische Abhandlungen von Werth herausgegeben, hat jetzt eine „Geschichte der Deutschen Philosophie von Leibnitz bis Hegel" erscheinen lassen.*) Schon die beiden Abgränzungen seines Gegenstandes zeigen, daß sich der Verfasser mit denselben vertraut gemacht hat; denn wie wenig ist selbst in Deutschland Leibnitz's Einfluß auf die spätere Philosophie anerkannt worden; erst die neuere Zeit erwirbt sich das Verdienst, diesen großen Geist wieder vollkommen zu würdigen.**) Aber Herr Barchou de Penhoen geht noch weiter zurück; er sucht die Quellen der Deutschen Philosophie in Descartes, Mallebranche und Spinoza, was allerdings auch schon Andere, aber nicht mit so geistvoller Auffassung, gethan haben. Er knüpft namentlich auch an den weniger bei uns gekannten Mallebranche an, den er in genetischen Zusammenhang mit den theosophischen Tendenzen und den religiösen Ausgangspunkten der Deutschen Philosophie bringt. Während sich, sagt er, der Deutsche Leibnitz des Carteßusischen Idealismus und der philosophischen Gotteslehre des Mallebranche als der mächtigsten Waffen gegen den Empirismus Locke's bediente, ward dieser gerade in Frankreich, der Wiege jener beiden Männer, von Condillac ergriffen und so die Grundlage des seichten Materialismus. Das Bestreben, seinem Vaterlande den Ursprung der Deutschen Philosophie zu vindiziren, wird dem Verfasser bei der Gerechtigkeit, die er den späteren philosophischen Richtungen der beiden Länder zu Theil werden läßt, gewiß nicht verargt oder als ein bloßer Eitelkeits-Patriotismus ausgelegt werden. In Leibnitz erkennt er und weist er die Keime nach zu den vier späteren Perioden von Kant, Fichte, Schelling und Hegel, die sich in jenem umfassenden Genie erblicken und erkennen müßten, wie eine ganze Familie mit ihren bereits variirten Gesichtszügen sich in dem Bildnisse des gemeinschaftlichen Urgroßvaters wiederfinde. Christian Wolf wird als historischer Uebergangspunkt von Leibnitz zu Kant dargestellt; er wird der mathemathische Apostel der Moral, der Vater des protestantischen Rationalismus genannt, der Leibnitz's Herrschaft um ein halbes Jahrhundert verlängert und sie seinem Nachfolger bereits in einem Deutschen Gewand überliefert habe. Herr Barchou geht nunmehr zur kritischen Philosophie über, deren wesentliche Unterscheidungs-Merkmale von allen früheren und späteren Systemen er nachweist, während er seine Leser zugleich mit den drei Hauptwerken Kant's so wie mit dessen Gegnern bekannt macht, unter denen er besonders Jacobi und Fichte, als eigentlich Deutsche Naturen, hervorhebt. Der erste Band seines Werkes schließt mit Fichte, und der zweite wird zur Naturphilosophie, zu Schelling und Hegel, übergehen. Wir glauben, die Franzosen haben an diesem Lehrbuche der Deutschen Philosophie eine tüchtige neue Erwerbung gemacht, die ihnen in der Folge noch viele Früchte tragen wird. Dazu, d. h. zu den guten Früchten, können wir jedoch die Rezension nicht zählen, die Herr T. Toussenel über dieses Buch im Temps hat abdrucken lassen. Trotzdem, daß Herr Barchou seine Deutschen Meister nicht bloß verstanden, sondern auch ihrer ganzen Bedeutung nach aufgefaßt hat, will doch Herr Toussenel in einer Geschichte der Deutschen Philosophie nichts weiter als eine Geschichte des Unverständlichen erkennen. Die gewöhnlichen Klagen über Dunkelheit und Sprachverwirrung, die nur von denen wiederholt werden, die nicht einsehen wollen, daß die Sprache des abstrakten Gedankens sich, ihrer Natur nach, von der einer Unterhaltung über Dinge des täglichen Lebens oder der angewandten Wissenschaft wesentlich unterscheiden muß, werden von Herrn Toussenel in Französischer Weise noch übertrieben, und der Kuriosität halber, oder auch, weil man selbst aus einem Anscheine von Wahrheit immer etwas lernen kann, setzen wir hier einige seiner Bemerkungen hin. „Die Deutschen Schriftsteller", sagt er, „haben die Gewohnheit, über allgemeine Gegenstände für eine kleine Anzahl von Lesern, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, für einige Particuliers zu schreiben; die Französischen dagegen schreiben über partikuläre Gegenstände für die Allgemeinheit der Leser: es ist dies die Geschichte aller unserer Memoiren, die nichts weniger als Geschichte sind. Die kleine Anzahl von Lesern, für die der Deutsche Schriftsteller geschrieben, ist ganz stolz und nicht weniger eifersüchtig auf ihre gelehrte Dunkelheit, und mit fanatischem Eifer vertheidigt diese kleine Anzahl von Gläubigen den Schleier, der das Heiligthum verdeckt. Wehe dem unklugen Jünger, dem Renegaten, der es vielleicht unternimmt, die Deutschen Philosophen populair zu machen und zum Gebrauche des großen Publikums in einfacher und verständlicher Sprache das zu wiederholen, was die Meister in dunkele Formeln eingehüllt haben! Heutzutage giebt es vielleicht in ganz Deutschland zweihundert, die das verstehen, was seine Philosophen gesagt haben. Wenn nun zufällig ein Ausländer, ein Franzose, seinen Landsleuten die Mysterien der Deutschen Philosophie zu erklären sucht, dann ist es nicht mehr bloß die Sache der Zweihundert, sondern ganz Deutschland erhebt sich gegen den Frevler, und nun beginnt eine „querelle d'Allemand." Ob der Franzose Gutes oder Böses von Deutschland gesagt hat: davon ist nicht die Rede; er hat sich herausgenommen, es verstehen zu wollen, und das ist ein Verbrechen, das man ihm nicht verzeihen kann. Das philosophische Deutschland nimmt alle unsere Komplimente mit vornehmer Verachtung hin, wie eine Spröde, die sich über die Lobeserhebungen eines Gecken lustig macht, von dem sie fürchtet, es möchte den Anschein haben, als habe er sie zu genau kennen gelernt. Was ich hier sage, ist die Geschichte der Frau von Staël, Cousins, Lherminiers, und dies wird wahrscheinlich auch das Schicksal des Herrn Barchou seyn*). Die Deutschen nennen Frau von Staël, die ihr ganzes Leben lang sie besungen hat, eine indiskrete Schwätzerin (?); sie spotten über Herrn Cousin, der ihrer Philosophie so glänzende Formen geliehen; sie weisen Herrn Lherminier zurück, der ihnen höchst loyal eine philosophische Allianz angeboten hat; sie werden selbst über Herrn Barchou ein Anathem ergehen lassen, obwohl er es so gut mit ihrer Wissenschaft meint." — Mit unserer gegenwärtigen kurzen Anzeige können wir uns zwar nicht als eine Stimme aus Deutschland geltend machen, aber so rasch ist doch wohl noch kein Prophet Lügen gestraft worden, als Herr Toussenel durch unsere einleitenden Worte. Wenn Herr Barchou der erste Franzose ist, der die Deutschen Philosophen richtig aufgefaßt hat, weil er nicht, wie seine Vorgänger, ohne die Deutsche Sprache zu kennen, an die Deutsche Wissenschaft gegangen ist, so wird es wohl auch nicht auffallen dürfen, wenn er in Frankreich die ersten wohlbegründeten Lorbeern auf diesem Felde ärndtet.

*) Histoire de la philosophie allemande, depuis Leibnitz jusqu'a Hégel, par le Baron Barchou de Penhoen. Vol. I.

**) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf Leibnitz's Deutsche Schriften, herausgegeben von Dr. Guhrauer, deren erster Theil so eben bei Veit und Comp. in Berlin erscheint.

*) Frau von Staël hat, trotz ihrer vielen unrichtigen Auffassungen Deutschen Geistes, doch nirgends so viele Bewunderer gehabt, als in Deutschland; Cousin rühmte sich, Eklektiker zu seyn und nicht die Deutschen selbst, sondern nur das Aroma ihrer Philosophie wiederzugeben; Lherminier ist nicht Philosoph, sondern Jurist, und Herrn Barchou prophezeien wir ein besseres Schicksal, als sein Landsmann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.